



A Bulletin

A-Bulletin Nr. 789

Donnerstag, 6. Juli 2017

**Mehmet,
der Maßschneider**

von Peter Kamber 1 - 9

Inserate 10 - 16

Preis: 2.50 Franken



[Bild ist keins von seinem, inzwischen aufgelöstem Laden!]

Mehmet, der Maßschneider

von Peter Kamber

Die Zeit ist das Nadelöhr, durch das der Faden des Lebens geht. Wie ein Mensch ist, spüren wir schon, bevor wir wissen, wer er oder sie ist. Die Poesie und das Abenteuer eines Lebens können sich bereits in einem Lächeln, in der Freundlichkeit der Haltung zeigen. Das Gefühl beginnt uns eine Geschichte zu erzählen, lange bevor die Höflichkeit das Fragen erlaubt.

Meinen Berliner Schneider Mehmet erlebte ich von Anfang an – und erlebe ihn bis auf den heutigen Tag – als einen gutmütigen, nie schlecht gelaunten Mann. Eine quer zur Fassade stehende Leuchtreklame

in weißen Großbuchstaben vor rotem Hintergrund meldet von weitem: »Änderungs-Schneiderei«.

Vor vielen Jahren bekam ich den Hinweis auf seinen Laden – zwischen einem Restaurant und einem Blumenladen liegt er, links in einer kleinen Seitenstraße, die sich zum Platz vor dem Schöneberger Rathaus öffnet. »Maß-Atelier. Änderungsschneiderei für Damen und Herren«, steht in grüner Schrift auf weißem Grund über dem Schaufenster. Und auf weiteren Schildern: »Gute Änderungen werden hier vom Fachmann ausgeführt. Auch Leder und Lamm. Wir fertigen & ändern nach Ihren Wünschen und Maßen:

Anzüge, Kostüme, Hosen, Hemden, Kleider, Gardinen, Leder sowie Pelze und vieles mehr.« Eine Glocke erklingt, wenn die mit Eisenstäben gesicherte Tür aufgeht.

Ich habe Glück. Vier Jahre habe ich den Laden nicht mehr betreten, war lange im Ausland, bis ich endlich wieder den Weg zu ihm finde und er mir sagt, dass er in wenigen Wochen aufhöre – den Laden verkaufe. Er sei 68 und gehe in Rente. Eine Nachfolgerin habe er schon. Um die knappe Rente aufzubessern, werde er noch Aufträge entgegennehmen – solange es die Gesundheit erlaube.

38 Jahre sei es her, dass er den Laden von einem italienischen Maßschneider übernahm. 1979 war das. Mehmet weiß sogar noch den Monat: Oktober. Er habe alles schön sauber gemacht – und dann durch das Schaufenster hinausguckt.

»Die Kunden kommen – gucken. Sehen den ausländischen Namen. Dachten: Ein Ausländer – Hosen nähen oder einen Anzug, das kann er nicht. Überlegten. Kommen nicht herein. Im ersten Monat habe ich kein Geld verdient. Einen Monat lang ... Ich habe meiner Frau gesagt: »Es ist so ... Ich habe es falsch gemacht. Es tut mir leid. Gibst du mir 750 DM, um die Miete zu bezahlen?« Es hat mich geärgert, aber sie hat es mir gegeben und ich habe meine Miete bezahlt.

Und dann im zweiten Monat, Anfang November, kommt ein deutscher Mann, guckt durch das Schaufenster. Wollte er herein oder nicht? Vielleicht, dachte ich. Ist er reingekommen. »Schönen guten Tag!« – »Ja, schönen guten Tag, was kann ich für Sie tun?« Und so weiter! – »Ja«, sagt er, »können Sie mir eine Hose machen?« Und so weiter. – »Ja natürlich, gehen wir!«, habe ich gesagt. Dann habe ich Maß genommen. Er hieß Herr Klinsmann.« Wie der Fußballer also, aber nicht identisch. »Und dann habe ich eine Hose gemacht. Er ist sehr zufrieden. Dann wollte er einen Anzug haben. Hat seinen Freunden erzählt. Dann sind seine Freunde gekommen.«

Unterdessen hatte unabhängig davon auch schon ein zweiter Kunde den Mut gefunden, über die Schwelle der Maßschneiderei bei Mehmet einzutreten. »Und auch der kehrt wieder, und so weiter. Dann plötzlich, irgendwann, kommen die Leute zu mir. Das brachte viel, viel Arbeit. So ist das, mein Lieber!« Innert Kürze musste er drei Leute einstellen. Er fand sie über Inserate und durch Herumfragen im Bekanntenkreis. »Weil ich in der Nacht bis zwölf Uhr gearbeitet habe.

In den 1980er Jahren habe ich also ganz gut gelebt hier. Dann, nach der Maueröffnung ging's zu-

rück, die Arbeit wurde immer weniger, weniger Aufträge, dann habe ich den Angestellten gekündigt. So ist das. Jetzt bin ich hier allein.« Den Leuten begann es nach 1989 am Geld zu mangeln, und es entstanden neue Schneiderläden. »In der Nähe ist die Konkurrenz groß gewesen. Am Anfang noch nicht. Früher. Damals hatte ich viel zu tun.«

Er erzählt eine Anekdote:

»An Samstagen musstest du den Laden um zwei Uhr zumachen.« Das schrieb das damalige Ladenöffnungsgesetz vor. »Ich arbeitete am Samstag manchmal bis 4 Uhr, 5 Uhr nachmittags.« Die Tür war verschlossen, aber aus dem rückwärtigen Atelierraum drang Licht durch die offene Verbindungstür zum Empfangsraum mit dem Teppich, den Schaustücken und den zur Anprobe aufgehängten Damenkleidern, Anzügen und Mänteln, dem wuchtigen Ladentisch und den Vorhängen der kleinen Umkleidekabine. »Dann kommt hier die Polizei. Sehen mich hier: Licht ist an. Ich arbeite. Es klopft an der Tür. – »Bitte schön? Was wollen Sie?« – »Verboten zu arbeiten! Bitte gehen Sie nach Hause«, sagt er mir. Dann schreibt er mir eine Buße.« Das Bußgeld habe er bezahlt. Es war nicht hoch. »Vielleicht 15 Mark.«

Er wundert sich noch immer über die damalige Anweisung des Beamten. »Gehen Sie nach Hause! Ausruhen!«, sagt er mir. So war das deutsche Gesetz, so gut war es.« Jetzt könne, wer wolle, die ganze Nacht arbeiten: »Sagt keiner etwas; Hauptsache, Steuern werden bezahlt; die Stadt kriegt ihr Geld. Früher dachte man an die Menschen und an ihre Gesundheit. Heute gehe ich samstags manchmal nicht arbeiten, wenn ich müde bin – ich arbeite jeden Tag zehn Stunden.«

»Alle mussten damals Anzug tragen.« Damals eben, früher. Geboren wurde Mehmet 1949. Eine Zeit geht zu Ende.

Wir stehen im hinteren Teil des Ateliers am hell ausgeleuchteten Arbeitstisch. Ich frage ihn nach der Bedeutung der weißen Fäden, die sich in unregelmäßigen Linien über die Anzugsjacken hinziehen. Es wirkt fast wie abstrakte Kunst. Er hat eine Brille aufgesetzt. »Das ist zum Heften – für die Einlage: dass die nicht rutscht.« Jetzt erst sehe ich unter dem dünnen Anzugsstoff ein dichtes helles gepresstes Gewebe, durch Nadelstiche fixiert. »Da ist eine Einlage drin, und die muss man erst heften.« Mit den weißen Fäden.

»Ich wusste nicht, dass der eigentliche Stoff so dünn ist«, sage ich. Er vergleicht die Einlage mit dem Beton in den Mauern eines Hauses. »Das ist genauso. Bei einer Jacke muss das gemacht werden, sonst

steht sie nicht so gut.«

»Aus was ist die Einlage?« – »Aus Ziegenhaar.« Er zeigt auf die sehr dünne Einlage einer anderen Jacke. »Bufran«, sagt er. Es sei jetzt schwer, noch richtiges Bufran zu bekommen: »Das kriegt man nicht mehr, nicht viel davon jedenfalls.« Bei den Anzügen, die es in den Geschäften ab Stange zu kaufen gebe, sei »alles geklebt«. Bei ihm ist alles genäht und aus Naturfaser.

Er erklärt mir die verschiedenen Maschinen, die unter der Fensterreihe und die Seitenwand entlang aufgereiht sind.

»Das ist eine Saum-Maschine.« Er krepelt den unteren Rand seiner Hose hoch und zeigt es mir: »Hier wird der Saum gemacht.«

»Und was ist das für eine?« Sie hat eine Fußbedienung. »Eine Kettelmaschine, für's Ketteln. Damit der Stoff nicht ausfranst.« Nochmals zeigt er den inneren Teil des Hosenrands, die Längsnaht, die den Stoff in gerader Linie bis oben zu einem Rund schließt.

»Und diese Maschine ist für Revers.« für den Kragen eines Anzugs – eine sogenannte Pikiermaschine. Gleich anschließend eine zweite Kettelmaschine, mit weißen Fadenspulen. »Um mit weißen Sachen zu arbeiten statt mit schwarz.«

Der Raum ist hoch, und er zeigt auf den hölzernen Zwischenboden, der sich über die Hälfte des Ateliers erstreckt – bis über die Mitte des Tisches. Zwei Neonröhren sind daran befestigt. Dort oben stehe die Knopfmaschine. Eine dritte Leuchtstoffröhre hängt an zwei Ketten im freien Teil des Raumes.

Wie er da denn hochkomme, frage ich. Er öffnet eine Tür zur Abstellkammer und zeigt auf eine Aluminiumleiter. »Die Leiter stelle ich da hin, gehe hoch, mache die Knopflöcher und komme wieder runter.« Unten sei dafür kein Platz. Den Zwischenboden hat er mit Kollegen selbst eingebaut. Um die schwere Maschine hochzubringen, musste er sie auseinandernehmen und oben wieder zusammenbauen. »Erst das Oberteil, dann das Unterteil.«

Entlang der Trennwand zum Empfangsraum zieht sich ein langer schmaler Tisch, auf dem sein Laptop, auf CNN Türk eingestellt, Musik spielt. Daneben steht eine Nähmaschine für Lederarbeiten. Ich zähle zwei weitere Nähmaschinen.

»Ich bin in der Türkei auch Schneider gewesen«, erzählt er. »Ich war drei Jahre alt, als ich meine Mutter verlor. Ihr Vorname war Fayika. Sie starb an Tuberkulose. Es gab keine Medikamente. Fünf Jahre später starb auch mein Vater Ali, während einer

Operation; was für eine weiß ich nicht – die rechte Seite.« Mehmet zeigt auf die Nierengegend. Da war Mehmet 8-jährig.

»Wir waren fünf Geschwister, vier Schwestern habe ich.« Er war das jüngste Kind. »Meine Schwestern waren alle schon verheiratet.« Sie erzogen ihn.

Seine Heimatstadt ist Antakya, in der südlichsten türkischen Provinz Hatay, unweit der syrischen Grenze westlich von Aleppo – auf demselben Breitengrad. Er schildert die aktuelle Lage: Wegen des Bürgerkriegs gebe es viele Flüchtlinge. Beim letzten Besuch habe er überall arabische Schilder gesehen: Metzger, Schuster, Friseure, Bäcker, Restaurants. »Viel Konkurrenz: machen alles viel billiger«, sagen seine Schwestern. In den türkischen Dörfern nahe der Grenze sei sogar der Lärm der Bomben zu hören.

Antakya ist eine legendäre, Jahrtausende alte Stadt und hieß früher Antiochia. Ihre Geschichte reicht bis in die phönizische und assyrische Zeit zurück; dann folgte die Ära der Griechen, anschließend die des römischen Imperiums und weit über tausend Jahre die Epoche des osmanischen Reichs. Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Stadt französisches Mandatsgebiet und dann, nach einem Feldzug Atatürks, wieder türkisch. Seit Menschengedenken kreuzten sich in dieser Stadt, nur 30 km vom Mittelmeer entfernt, zwei große Handelsstraßen: diejenige hinab nach Palästina und jene nach Osten über Aleppo bis ins frühere Zweistromland Mesopotamien, zwischen Euphrat und Tigris, dem heutigen Irak.

Mit den Eltern sei er höchstens ein bis zweimal an den Strand gereist. Er hat nur eine schwache Erinnerung daran. Mit den Schwestern, später, war er häufiger am Meer – Nachbarn mit ihren Wagen nahmen sie mit. »Schwimmen und Picknick. Es war sehr schön.«

Das Elternhaus im Zentrum von Antakya lag an einer Sackgasse, zu schmal für Autos, etwa hundert Meter von der Hauptstraße entfernt. Da gab es einen Bus.

Im Erdgeschoss lebte die älteste Schwester Sikriye mit der zweitjüngsten, Yurdegul. Yurdeguls Mann war Busfahrer. Auch er lebte da. Im ersten Stock wohnte die zweitälteste Schwester, Güngür, mit ihrem Mann. Oben wie unten gab es drei Zimmer und einen Flur. Er bekam unten ein ganz kleines Zimmer und blieb bei seiner ältesten Schwester, bis er etwa zwölf war. Das Haus hatte einen ganz kleinen Garten und einen Innenhof mit einem Springbrunnen. Er lächelt, als er es erzählt.

»Damals war das Geld sehr sehr knapp«, sagt er.

Weiter in die Schule zu gehen war für ihn nicht möglich. Er musste sich nach einer Lehrstelle umsehen. Sein Vater war Tischlermeister gewesen. Er selbst wollte zuerst Automechaniker werden und begann schon mit der Lehre: »Nicht lange, zwei bis drei Monate, höchstens ein halbes Jahr oder so.« Denn es stellte sich ein Problem. Mehmet deutet auf seine Hose: »Ich war in der Werkstatt – überall Öl. Meine Kleider stanken, wenn ich nach Hause kam.«

Die älteste Schwester Sikriye, die als Erste geheiratet hatte und mit ihrem Mann lebte, wusch ihm die Arbeitskleider und hängte sie zum Trocknen an eine Leine im Hof. Es gab keine Waschmaschine. Sikriye machte das von Hand, in der Küche. Da gab es auch ein Sitzbad, in dem er sich wusch, wenn er von der Arbeit kam. Von einem Krug übergoss er sich mit Wasser.

»Dann wollte meine Schwester von mir Geld haben, für Waschpulver. Ich habe gesagt, ich kriege ja ganz wenig Geld, etwa eine Lira fünfzig in der Woche. Wenn ich davon Pulver kaufe, dann habe ich kein Geld mehr.« Sikriyes Mann war Gerüstbauer auf Baustellen. Er sagte: »Dann geh doch einen sauberen Beruf lernen.« – »Wie Schneider?«, antwortete Mehmet.

Er sagte das nicht zufällig. Der Mann der zweitältesten Schwester Güngür war Schneider: Hüsün Senkule. Der hatte einen kleinen Laden. Mehmet besprach es mit Sikriye. Ein sauberer Beruf – entweder Schneider oder Friseur. »Als Friseur musst du ständig Haare anfassen, und von Shampoo und Färbemitteln könntest du Allergien bekommen – dann lieber Schneider«, entschied seine Schwester.

Hüsün, der Schneider sagte: »Wenn du was Sauberes willst, dann kommst du zu mir und hilfst mir.« Mehmet willigte ein. »Ich arbeitete da, habe ein bisschen gelernt, habe Hosen gemacht und so weiter. Dafür kriegte ich Essen und ein bisschen Taschengeld.«

Unterdessen sahen sich die Schwestern gezwungen, das Elternhaus zu verkaufen. Vor allem der Mann der zweitältesten Schwester, Hüsün, drängte darauf. Drei Schwestern mit ihren Männern und einem kleinen Bruder in einem Haus: »Das geht nicht«, habe der Schwager gesagt.

Mit dem Anteil kauften sich Güngür und Hüsün eine kleine Eigentumswohnung und nahmen Mehmet bei sich auf. Er durfte auf der Couch im Wohnzimmer schlafen. Jeden Morgen begleitete er Hüsün in den Laden. »Mit dem Taschengeld ging ich pro Woche einmal ins Kino. Und dann habe ich schon Zigaretten gekauft und so weiter, solche Sachen.«

Die jüngste Schwester Sevin wohnte damals mit ihrem Mann in einem Dorf namens Reyhanli, etwa 30 Kilometer von Antakya gegen die syrische Grenze hin, auf einer 200 bis 300 Hektar großen Farm. »Er war ein reicher Mann, hat Reis und Baumwolle angepflanzt.« Der Reisanbau erfolgte in Wasserkultur.

Eine Zeitlang wohnte Mehmet dort. Es gab zwei Hunde, einen roten und einen weißen. Mit ihnen hat er gespielt. Sie heulten, wenn sich Leute dem Hof näherten. Der Schwager hatte einen jüngeren Bruder, der war im selben Alter wie Mehmet, der hieß Sakir und wohnte ebenfalls dort.

Die beiden Jungen teilten sich eine Zeitlang Zimmer und Bett und erlebten viele Abenteuer. Besonders Eindruck machte auf Mehmet, dass der Mann seiner Schwester einen Schwager hatte, der Jäger war. Nuri hieß er. Der kleine Mehmet durfte aber nicht mit auf die Jagd, auch Sakir nicht. »Wir durften nur von weitem zuschauen.« Später haben wir ihm einmal die Flinte geklaut und sind schießen gegangen.« Am Anfang trafen sie nur einen kleinen Vogel. Später wurde ihnen erlaubt, sich das Gewehr auszuleihen – und sie schossen dann Wachteln.

»Wir haben auch einmal sein Motorrad geklaut – und einen Unfall gemacht.« Die Maschine war eine rote Java. Mit ihr fuhren sie in die 30 bis 40 Kilometer entfernte Stadt Iskenderun, wo es ein Haus gab, in dem Jugendliche wie sie, wenn sie das Geld hatten, ihre Unschuld verloren.

Noch aber war Mehmet nicht in dem Alter und immer noch in Antakya bei seinem anderen Schwager, dem Schneider und seiner zweitältesten Schwester Güngür. Richtig wohl fühlte sich Mehmet bei ihnen nicht. Das Wohnzimmer, in dem er schlafen durfte, war klein. Und sein Schwager und Güngür stritten sich oft. »Da habe ich gesagt: ›So geht das nicht. Ich kann nicht hier bleiben.«

Nicht weit vom Laden seines Schwagers hatte ein anderer Schneider sein Geschäft. Mehmet ging hin: »Ich möchte bei Ihnen arbeiten«, sagte er. – »Ja«, sagt der, »du kannst kommen.« – »Aber wo schlafen?« »Da sagt er: ›Hier ist der Tisch. Auf dem Tisch kannst du schlafen. Du schließt die Tür.«

Mehmet lacht. Von da an schlief er im Laden seines neuen Chefs auf einer Decke – auf dem Tisch, an dem sie tagsüber nähten. Decke und Kopfkissen verschwanden tagsüber unter dem Tisch.

Und im Winter? »Ja, warm anziehen und so weiter. Mehr Möglichkeiten gibt's nicht. In der Türkei war es sowieso nicht oft kalt.«

Der Meister bezahlte ihm einen Lehrlingslohn. Hier blieb er, bis er 16 oder 17 war, etwa vier Jahre

lang. Abends, vor dem Schlafen, blieb Zeit: »Ein bisschen schwatzen.« Mehmet fand viele Freunde, und er begann sich für Musik zu begeistern. Bald hatte er auch eine Gitarre und spielte in einer Band. Sie hieß »Dostlar Band«.

»Wir waren vier Personen. Ich spielte Rhythmusgitarre. Wir hatten kein großes Repertoire.« Am liebsten spielte er »Doktor Schiwago«. Es war ihm lange nicht bewusst, dass er für die anderen in Antakya als Junge galt, der »auf der Straße« lebt, wie die Leute sagten. Zu spüren bekam er das erst, als er sich verliebte. Und das kam so:

Ab und zu, wenn ihm das Geld ausging und er nichts mehr zu essen hatte, ging er zu seiner zweitältesten Schwester Güngür und klopfte an der Tür. Eine Klingel gab es damals noch nicht. Die Schwester war diesmal nicht zu Hause. Nur die Tür der Nachbarwohnung geht auf. »Da gibt's ein Mädchen.« Sabride ist ihr Name. Sie wurde seine Frau.

»Als sie noch ein Mädchen war, habe ich sie schon geliebt.« Als Kinder hatten sie miteinander gespielt. »Sie hat mir »Bruder« gesagt. Kommt meine jetzige Frau raus. »Was willst du, Mehmet Abi?«, sagt sie; Abi heißt Bruder. Ich habe gesagt: »Ich bin hungrig, ich wollte hier ein bisschen essen.« – »Ja, sie sind nicht zu Hause, Abi.« – »Ach, schade! Ich habe kein Geld mehr in der Tasche zum Essen. Deswegen klopfte ich bei meiner Schwester.« – »Ja«, sagt sie, »das tut mir leid, wir haben auch nichts zu essen, aber Moment mal ...« Und hat mir so eine große Kartoffel gebracht, eine gekochte Kartoffel. »Wir haben auch nicht zu viel davon, aber hier! Die kannst du essen!«, sagt sie zu mir. Diese Kartoffel habe ich genommen und war so erfreut, so zufrieden, gerührt. Ich habe gedacht, das ist ein sehr nettes Mädchen. Vielleicht, wenn ich mit ihr ... wenn sie einverstanden ist, wollte ich mich mit ihr verheiraten, habe ich mir überlegt. Sie ist nett, weil sie mir zu essen gibt. Dann bin ich immer öfter hingegangen. Wollte mich mit ihr treffen. Aber sie sagte mir immer »Bruder«, »Bruder«, »Bruder«.

Irgendwann fasste ich Mut. »Bitte sag nicht »Bruder« zu mir. Ich liebe dich«, habe ich gesagt. – »Nein, du bist mein Abi, das geht nicht«, sagt sie. Dann habe ich einen Brief geschrieben. Denn es war bei uns verboten, mit einem Mädchen zu sprechen und so weiter. Ich schob den Brief unter der Türe durch. Sie sah ihn, nahm ihn auf und las ihn. Und dann kam die Antwort: »Wir treffen uns.« Aber wir sind noch zu jung gewesen, wir durften noch nicht heiraten.«

Eine große Veränderung ergab sich in seinem Leben.

Mehr Geld verdienen und seine Stellung verbessern konnte er nur in Istanbul. »Mein Schwager Hüsün hatte einen Freund, der war auch Schneider. Der kehrte aus Deutschland zurück. Er hatte die ganzen 1960er Jahre auf dem Bau gearbeitet und ein bisschen Geld gemacht.« Eine Stelle als Schneider hatte er in Deutschland nicht finden können, aber genügend gespart, um nun in Istanbul eine kleine Maßschneiderei zu eröffnen. »Da macht er einen Schneiderladen auf, kommt nach Antakya und sucht billige Arbeiter.«

Der Mann traf seinen alten Freund Hüsün wieder. »Und mein Schwager sagt zu ihm: »Der Bruder meiner Frau ist Schneider, wenn du willst, kannst du ihn mitnehmen.« Da sagt der zu mir: »Kommst du mit mir nach Istanbul zum Arbeiten?« – »Ja, ich komme.« Und mein Schwager sagt: »Also, du gehst nach Istanbul arbeiten, aber dieser Mann ist homosexuell. Aufpassen auf dich!« – »Ich habe gesagt: OK. Ich pass auf mich auf.« Dann hat der Mann mir ein Busticket gekauft, und wir fahren gemeinsam nach Istanbul.« Seine Gitarre hatte Mehmet verkauft.

Es war eine lange Reise. »Etwa anderthalb Tage, 18 oder 20 Stunden waren wir unterwegs.« Sie aßen in Restaurants, an Rastplätzen. »Ich bekam zu Essen. Ich aß und trank, was auch er aß und trank. Nichts extra. Und der Mann notierte alle Ausgaben. Aber davon wusste ich noch nichts. Als wir in Istanbul ankamen, sagt er mir: »Hier ist mein Laden.« Ich musste auf dem Tisch schlafen.«

Wieder erhielt er eine Decke, die, wenn der Tag anbrach, unter dem Tisch verschwinden musste. Der neue Meister sagte: »Morgens stehst du auf; hier drüben ist ein kleines Restaurant; gehst da Suppe essen und so; bis zum Abend arbeiten; dann gehst du einmal rumlaufen, kommst in den Laden zurück, schließt die Tür wieder zu, schläfst; und morgens: auf!«

So ging das tagaus, tagein. »Zwei, drei Jahre habe ich so gearbeitet.« Bis zum Militärdienst.

Der Lohn war deutlich höher als in Antakya. »In der ersten Woche nähte ich ein Jackett.« Da sagte der Meister: »Du hast schon 300 Lira verdient.« Und dann hat er das Ticket abgezogen und dies und das und gab mir 100 Lira. 100 war viel Geld für mich, in meiner Heimat Supergeld. Ich war also zufrieden, und wenn Feierabend war, rauchte der Chef Haschisch im Laden – es drehte sich mein Kopf. Ich habe probiert. Aber dann denkt man so anders – das war nicht meine Sache, dieses Rauchen. Da habe ich aufgehört.

Aber Raki habe ich getrunken.« Raki ist ein Branntwein aus Rosinen und Anis, er wird mit Wasser verdünnt getrunken, im Verhältnis eins zu eins; die Farbe wird dann trüb weißlich.

»Jedes Wochenende ass der Schneidermeister Fisch – er ließ ihn sich bringen.« Mit auf dem Tisch stand eine Flasche Raki. »Wir tranken zusammen; anschließend gingen wir zum Musik-Casino und so weiter. Das war eine Spielhalle – für das Kartenspiel. Ich konnte nicht so gut spielen, weil ich ein Kind war, und der Chef machte immer Schummelleien. Oder er hat richtig gewonnen, ich weiß nicht, wie das ging. Ich kriegte also pro Woche zwei- bis dreihundert Lira für meine Arbeit, und er nahm mir alles wieder weg – mit dem Spiel.« Mehmet machte das etwa ein halbes Jahr lang mit – und verlor stets alles, was er verdient hatte. »Dann habe ich gesagt: ›Meister, ich spiele nicht mehr, mache nicht mehr mit. Ich gehe zum Casino, um Musik zu hören und zu tanzen, aber nicht mehr zum Spielen.«»Im Laden gab es so viel Arbeit. Am Anfang war ich der einzige. Der Meister brauchte mehr Leute, ging wieder nach Antakya, fragte: ›Wer ist Schneider? Wer will nach Istanbul kommen und so weiter.« Dann brachte er einen aus meiner Heimatstadt mit, der war in meinem Alter: Selahtin. Genau, wie er es mit mir gemacht hatte. Dann kommt der Chef: ›Darf ich dich bekannt machen und so weiter.« Der Neue sollte Hosen machen, Mehmet fertigte Jacken. »Und schlafen?«, fragte Mehmet. Da zeigte der Meister auf den Tisch: »Einer unten, einer oben.« Sie sollten sich abtauschen: »Eine Woche ich oben, eine Woche er.«

Sie kamen gut miteinander klar und es stellte sich heraus, dass Selahtin ein ausgezeichnete Kartenspieler war. Als das Wochenende kam, sprach der Chef: »So, heute Abend gehen wir Karten spielen.« Selahtin sagte sofort ja, Mehmet lehnte ab. »Ich wollte nicht spielen.« Selahtin aber sagte: »Mehmet, komm. Ich spiele gut. Wir nehmen ihm sein Geld ab, keine Angst.«

»Ich sage: ›OK.« Und dann waren wir zusammen im Casino, tranken natürlich wieder ein bisschen. Selahtin hat wirklich gut gespielt. Er nahm dem Meister in der ersten Woche das Geld ab, und in der zweiten Woche auch. Der Chef wurde wütend. ›Ich kann nicht mehr spielen«, sagte er. Hat Theater gemacht.«

Unser Geheimnis war: »Unter dem Tisch haben wir uns mit dem Knie oder dem Fuß angestoßen oder nach einer Parole angeguckt.« Mehmet kann es heute noch nachmachen: kurz die Augen schließen oder kaum wahrnehmbar mit dem Kopf nicken. »Nach ein paar Wochen hat es der Meister gemerkt und wollte nicht mehr spielen.«

»Dann, nach einem Wochenende, an dem uns der Chef zu viel hatte trinken lassen, er eine Flasche, wir eine, und wir bis drei Uhr nachts im Casino gewesen

waren, kommen Selahtin und ich zum Laden zurück und schließen auf.« Bevor sie sich hinlegten, wollten sie sich noch die Füße waschen. Mehmet drehte den Wasserhahn auf. Aber es war schon zu spät; damals wurde in Istanbul die Wasserzufuhr tief in der Nacht unterbrochen. Versehentlich drehte er den Hahn nicht wieder zu. »Zudem lagen im Abfluss Stoffreste – es war ja ein Schneiderladen.« So kam es zu einer Überschwemmung. »Wir haben geschlafen, wir waren besoffen.«

Mehmet lacht. Fröhlich war die Wasserzufuhr wieder in Betrieb. »Mein Freund, der unten schlief, drehte sich und sein Arm wurde nass, davon ist er erwacht.«

Es war ungefähr 8 Uhr, alles war überschwemmt. Die Fußstützen, die sie benutzten, wenn sie zum Nähen auf Stühlen saßen, schwammen herum. »Wir drehten den Hahn zu, haben die Tür aufgemacht und das Wasser ablaufen lassen.« Leute kamen herbei. Schnell versuchten die beiden, sauber zu machen.

»Da kommt der Chef.« Mehmet mimt, wie der die feuchte Luft durch die Nase sog: »Überall nass«, sagt er. ›Woher kommt das?« Mehmet versuchte, es ihm zu erklären: »Es tut mir leid.« Alle Papiere, alle Stoffe waren nass geworden. – »Haut ab!« Er jagte sie davon.

»Dann sind wir eine Stunde spazieren gegangen und wieder zurückgekommen. ›Wir entschuldigen uns, Meister. Also, das kann passieren und so weiter. Was sollen wir machen, und so weiter.« – ›OK. Für dieses eine Mal. Aber dass es ja nicht wieder passiert!« Dann setzten wir uns hin und begannen zu arbeiten.«

»Ein halbes Jahr oder ein Jahr verging, bis wir wieder bei guter Laune waren. Erneut tranken wir zu viel. Zu dem Zeitpunkt hatten wir schon elektrische Bügeleisen.« Mehmet zeigt auf den Schalter. »Wenn wir hier drücken, wird es warm. Als mein Kollege schlief, kam er mit dem Fuß an das Bügeleisen – die Futterstoffe begannen zu brennen. Überall war Rauch und so weiter. Katastrophe! Alle Sachen versengt.« Es war ein mottendes Feuer, nur durch Glück wurde es kein Brand. »Keine Flammen, aber dichter Rauch. Sehr gefährlich!« Selahtin, der an den Zehen plötzlich die Hitze fühlte, wurde wach:

»Mehmet, wach auf! Wir sind im Feuer!« Schnell entfernten sie das Bügeleisen und erstickten den Brand. »Dann ließen wir den ganzen Rauch zur Tür raus.« Mit einem pfeifenden Geräusch macht Mehmet den Durchzug nach. Wieder eilten die Leute herbei. »Von gegenüber! – ›Was ist los?« Es war schon taghell. Überall stank es nach Rauch. Die

Sachen konnten nicht mehr gewaschen werden. »In dem Moment kam der Chef herein – riecht und sieht, was passiert ist. Da hat er uns beide wieder fortgejagt. Sofort! Wir sind einen Monat weg gewesen.« Er wollte sie nicht mehr sehen.

In der Nähe gab es noch einen anderen Schneider. »Wir gingen hin und fragten. Er war ein strenger Muslim. Wir mussten bis Mitternacht arbeiten.« Er merkte aber, dass sie abends Raki tranken und stellte ihnen ein Ultimatum: »Entweder wir kündigen oder trinken nicht.« Sie erklärten, auf den Alkohol verzichten zu wollen. Einige Tage hielten sie Wort, dann tranken sie heimlich wieder. Er roch es sofort und warnte sie ein zweites Mal. »Seine Kunden waren alles strenge Muslime.« Die würden so etwas nicht dulden. Als es wieder geschah, entließ er sie.

Sie dachten an ihren früheren Meister, der abends Haschisch rauchte und am Wochenende selbst auch gern trank – und es ihnen auch erlaubte.

Vier oder sechs Wochen waren seit dem Brand vergangen. Da hatte sein Freund Selahtin eine Idee. Wenn ihr früherer Schneidermeister morgens von seinem Haus zur Arbeit ging, kam er an einer Bäckerei vorbei. Davor gab es einige Stühle. Da setzten sie sich am nächsten Morgen hin und tranken Kaffee.

Sie sahen ihn schon von weitem kommen. Er war 1.80 groß und ging steif, mit erhobenem Kopf, durchgestrecktem Kreuz, die Hände hinter dem Rücken gefaltet – Mehmet macht den schreitenden Gang nach.

Mehmet wandte den Kopf ab, um nicht erkannt zu werden. Selahtin hielt eine Zeitung vors Gesicht. Als der Meister vorbei kam, streckte Selahtin den Fuß vor und stellte dem Meister ein Bein. Der fiel hin. Sie sprangen auf und halfen ihm hoch. »Oh, Meister, das tut uns leid.« – Der begann zu schimpfen: »Was tut ihr hier?« Warum sie nicht arbeiteten, wollte er wissen – und er stellte sie wieder ein. Er hatte in Istanbul niemanden gefunden, der so günstig und so schnell arbeitete wie sie – und auch stets zu einem Spaß bereit ...

Der Tag kam, an dem Mehmet zum Militär musste. Es war noch vor der Diktatur. Bei der Musterung wurde er gefragt: »Was kannst du?« – »Ich spiele Gitarre, ich bin Hobby-Musiker.« So kam er zu einem Musik-Regiment und erhielt ein Saxophon. »Ich habe dort Saxophon spielen gelernt.«

Er musste auch mit dem Gewehr auf Scheiben schießen – und mochte das, denn er hatte ja Übung und traf gut. »Das Blasorchester trat an Feiertagen auf, oder wenn die Fahne heruntergenommen oder hochgezogen wurde. Die Uniform war rot, mit goldenen Knöpfen und goldenen Kordeln.

Dann aber brauchte die Armee Schneider. Der Kommandant sagte: »Du wirst nicht mehr Saxophon spielen, du musst in die Schneiderei.« Nähen, was kaputt ist, kürzen, was zu lang ist, und so weiter. Da kam ich in die Werkstatt und habe da gearbeitet.«

Auch in Istanbul hatte Mehmet Sabride nie vergessen. Sie schrieben sich, auch in der Zeit des Militärdienstes. »Ich habe immer mit ihr Kontakt gehabt: »Ich liebe dich, und so weiter.« Aber sie waren noch nicht verlobt. Wenn er in Antakya zu Besuch war, durfte er nicht mit ihr spazieren gehen.

Sabride hatte an der Universität zu studieren begonnen. Sie wollte Lehrerin werden.

»Nach dem Militärdienst habe ich ihr gesagt: »Komm! Lass uns heiraten!« – »Ja«, sagt sie, »geht nicht: meine Schwester sagt nicht ja, mein Bruder und meine Mutter sagen: Nein, geht nicht. Und so weiter.««

»Die Eltern wollten nicht – aber ich wollte.«

Den Grund für die Ablehnung kannte er. »Ich bin allein, habe keine Mutter, keine Familie. Meine Eltern gibt's nicht.« Sabrides Eltern hatten nicht vergessen, wie er war, bevor er nach Istanbul ging: »Ich lebte auf der Straße, ging ins Casino und so weiter.« Das heißt: Schliefe im Schneiderladen, spielte in einer Band, trank gerne. »Die dachten: Das sei immer so.

Da habe ich meiner großen Schwester gesagt: »Bitte geh und sprich mit ihnen, ich will Sabride heiraten.««

Die älteste Schwester Sikriye musste die Rolle der Mutter übernehmen und die Familie Sabrides von den guten Eigenschaften ihres einzigen Bruders überzeugen. Sie ging hin, sprach mit der Mutter von Sabride. – Sagt sie: »OK.««

Sabrides Vater war Schuhfärber von Beruf – putzte auf einem Podest an der Straße die Schuhe der Leute oder änderte die Farbe.

Mehmet hegte seit langem einen zweiten Traum. Sein Meister in Istanbul, der als junger Mann in Deutschland gewesen war, hatte gelegentlich von diesem fernen Land erzählt: »Minus 18 Grad sei es gewesen, hat er erzählt. Ganz kalte Stadt, aber die Menschen ganz korrekt, ja, klauen nicht, alles in Ordnung, sagte er.« Nichts Negatives. »Dann wollte ich immer nach Deutschland. Es gab im Schneidergeschäft wenig Arbeit, sie wurde schlecht bezahlt. Ich habe mir überlegt, nach Deutschland zu gehen, genau wie mein Meister. Er erzählte: »Ganz korrektes Land, alles korrekt.« Er hat auf Baustellen gearbeitet, war gelernter Maßschneider, aber hat keine Aufträge bekommen; keine Stelle gefunden. Wer auf einer Baustelle arbei-

tete, wurde damals besser bezahlt.«

Mehmet träumte davon, als Schneider Arbeit zu finden, um diesen Beruf in Deutschland auszuüben.

Auch mit Sabride hatte er über den Wunsch gesprochen. Sie wusste, was das hieß. Ihre eigene Schwester lebte seit vier Jahren in Deutschland – in Berlin. Ein älterer Bruder, Tischler von Beruf, war schon vorher dahin gezogen. »Er hatte die Schwester von Sabride rübergebracht.« Sie war in Antakya verheiratet gewesen, ließ sich aber scheiden und lebte nun allein.

Damals suchten viele ihr Glück in Deutschland.
»Weil es keine Arbeit gab. Die Leute waren arm.«

Sabrides Schwester arbeitete in einer Radiofabrik, bei Schaub-Lorenz.«

Mehmet sagte zu seiner Verlobten: »Ich möchte nach Deutschland gehen; hier in der Türkei gibt es keine Arbeit; deine Schwester holt dich nach Berlin; dann holst du mich nach Berlin; dann arbeiten wir – können eine Wohnung kaufen, einen Laden ...«

Sie brach das Studium ab, in der Hoffnung, es in Deutschland nachholen zu können – wusste nicht, dass dies schwer möglich war. Sie fand eine Stelle bei der Firma Schering in Schöneberg.

Als sie sich endlich verloben durften, war Sabride noch immer in Berlin – und er in Antakya. »Ich kaufte einen Ring und ein Armband für sie.« Beides musste aus Gold sein. Ein solches Armband diente der Frau als Sicherheit für Notzeiten. »Damals etwa 1500 Lira, ganz gutes Geld, drei bis vier Monatslöhne.« Ein Bekannter brachte Ring und Armband zu ihr nach Deutschland.

Die Verlobungsfeier fand getrennt statt. Er ließ die Verlobung in Antakya schriftlich eintragen und feierte mit seinen Schwestern, und Sabride feierte mit ihrer Schwester und ihrem Bruder in Berlin. Bis zur Hochzeit sollte ein weiteres Jahr vergehen.

Noch einmal kehrte Mehmet zu seinem Meister nach Istanbul zurück – bekam auch einen höheren Lohn. »Fast zwei Jahre waren vergangen, da hat er mir mehr gegeben.« Mehmet sparte. »Vielleicht ein halbes Jahr später kehrte ich nach Antakya zurück.«

Da fand er eine neue Stelle. »Ich sagte zu dem Schneider: ›Ich komme nochmals hierher zurück zum Arbeiten, bis ich heirate.‹«

Sabride, die Braut, kam mit dem Flugzeug aus Berlin. »Die Hochzeitsfeier war sehr schön«, schildert Mehmet, »weil meine ehemalige Band gespielt hat – ich habe nur getanzt. Sie spielten für mich. Viele Freunde sind da gewesen. Es war toll. In einem großen Saal – Tanz und Tanzwettbewerbe!« Es gab

Cola und Eis zu trinken. Gegessen haben sie alle zu Hause, Sabride bei ihren Eltern, er mit seinen Schwestern. »Damals war das so.«

Die ersten Tage durften Sabride und Mehmet bei seiner zweitjüngster Schwester Yurdugul verbringen. »›Kommt‹, sagte sie. Ein Zimmer gab sie uns; wir schliefen da; eine Woche, vielleicht zwei Wochen. Dann reiste meine Frau zurück nach Berlin.« Und besorgte ihm die nötigen Papiere. Die schickte er dann dem Arbeitsamt in Antakya.

Sabrides Schwester hatte ihm eine Stelle als Schneider gesucht, in einem gut gehenden Geschäft mit mehreren Angestellten in der Schlüterstraße in Berlin-Charlottenburg.

»Dieser Maßschneidermeister hat mich eingeladen nach Deutschland. Da bin ich hierher nach Berlin gekommen.«

Wie sein erster Tag war? »Ich kam mit dem Flugzeug, bin vorher niemals geflogen. Alles neu, schön war das. In Tempelhof bin ich angekommen. Es kamen viele Deutsche, um uns zu empfangen, mit Musik und allem, weil wir Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen waren.« Es war ein zu diesem Zweck organisierter Flug der türkischen Luftlinie.

Mehmet kam zu Sabride und ihrer Schwester. Zu dritt teilten sie sich die Wohnung. »Ungefähr ein Jahr.«

In der Maßschneiderei Karl Lehnhard an der Schlüterstraße blieb er sechs Jahre. »Der Chef war ein guter Meister. Er kam manchmal bis zu mir nach Hause, klingelte an der Tür. ›Bitte, kommen Sie morgen zwei Stunden früher?‹ Es war so viel zu tun. Bei uns gab es damals kein Telefon.«

»Als ich dort arbeitete, habe ich einen Rechtsanwalt kennengelernt – der ist immer ein guter Mensch gewesen und hat gefragt: ›Wer hat diesen Anzug genäht? Und so weiter.‹ Da hat er mir immer Trinkgeld gegeben.«

»Nach sechs Jahren habe ich überlegt – wollte mich selbständig machen. Dann hat Herr Lehnhard gesagt: ›Nein, du bist Ausländer, du kannst nicht, und so weiter.‹ Blabla. Viel geredet. – Ich habe gesagt: ›Nein, ich möchte kündigen, ich möchte mich selbständig machen.‹ Und diesem Rechtsanwalt, Herrn Stubenrauch, habe ich einen Besuch gemacht und bat ihn, mir zu helfen. – Hat er gesagt: ›OK, ich helfe dir, und du machst mir in dieser Zeit einen Anzug.‹ Ich habe ihm einen Anzug gemacht, zum halben Preis oder zu drei Viertel des Preises. Dann suchte er mir in der Nähe des Ku'damms einen Laden, fand aber keinen.«

»Dieser Laden hier war in der BZ annonciert.«

Mehmet erzählt von seinem Vorgänger, dem italienischen Schneider. »Da habe ich angerufen, wir wurden im Preis einig und machten den Mietvertrag. So bin ich hier rein gekommen. Das ist 38 Jahren her.«

Mehmet und seine Frau haben zwei Söhne, der jüngere ist Rechtsanwalt geworden. Der ältere ist in der Gastronomie und hat sich selbstständig gemacht.

Es klingelt an der Tür. Ich höre, wie Mehmet im vorderen Raum mit einer Kundin spricht, die mehrere maßgeschneiderte Hosen bestellt – sie trage keine anderen mehr, nur noch seine, sagt sie. Er kommt zurück in den Arbeitsraum, ein Nadelkissen mit einer Spange auf dem rechten Unterarm. Auf Metallrohren über dem Arbeitstisch stecken zwei Bügelbretter, ein langes schmales und ein kürzeres breites. Ein dünner und seifig aussehender Kreidestein dient zur Markierung des Schnitts. Zwei große Tuchscheren; der nach oben verschobene Griff erlaubt sicheres Zuschneiden.

Das Bügeleisen, das Mehmet mit der rechten Hand über einen Hosenbund führt, entläßt zischend Dampf. Es hängt an einem Warmwasserschlauch. Der führt mit dem Stromkabel hoch und neben den Lampen hinab zu einer Bügelwasseranlage, die Wasser aus einem Plastikkanister vorheizt. Das Bügeleisen hat einen alten Holzgriff. Eine blaue Taste löst durch Daumendruck den Dampf aus. Er stellt das Eisen auf eine Unterlage. Im Innern brodeln es leise.

An einem grauen Wetzstein schärft er nun ein Messer und trennt damit Nähte eines Anzugs auf, bei dem er die Ärmel verlängern muss. Er hat ein gutes Auge, kommt schnell voran.

Die Prüfung als Maßschneider hat er zweimal abgelegt, 1972 in der Türkei und einmal 1990 in Berlin. In der Dominicus-Straße gab es früher ein kleines Waffengeschäft, wo er manchmal in der Mittagspause hinging. Er erinnerte sich an seine Kindheit. »Ich wollte mir eine Flinte kaufen, um sie mit in die Türkei zu nehmen – für den jährlichen Urlaub, um auf die Jagd zu gehen.« Die Jagdprüfung in Deutschland zu machen traute er sich nicht zu. »Weil mein Deutsch nicht reicht.« Der Verkäufer schlug ihm vor, die Waffe auf dem amerikanischen Schießplatz am Wannsee auszuprobieren – und war schon nach dem ersten Schuss sehr zufrieden mit Mehmet: er schieße gut. Sie zielten auf Tontauben. Ob er nicht Mitglied im Polizeisportverein werden wolle, fragte der Mann. So wurde er 1985 als Mitglied aufgenommen und ging von da an jeden Samstag an den Wannsee. Die Waffen wurden dort, von der Munition getrennt, in einem Schrank eingeschlossen.

Fünf Jahre blieb er dort – brachte auch einen türkischen Freund mit. Dann gründeten die beiden

1990 mit fünf andern in Wedding einen eigenen Club, den »Ideal Schützenverein e.V.«, dessen erster Vorsitzender Mehmet wurde. Dies war der erste türkische Schützenverein in Berlin, und ist für die inzwischen hundert Mitglieder – darunter auch Frauen – günstiger als der Polizeisportverein.

Wieder klingelt es. Ein junger Wissenschaftler möchte einen maßgeschneiderten weißen Kittel, seiner langen Arme wegen. Bei gekauften Labormänteln seien immer die Ärmel zu kurz. Den Stoff hat er schon dabei.

Es ist Mittagspause. Mit dem Fahrrad will Mehmet zum Kaufhaus des Westens KDW, wo er einen besonderen Stoff bestellt hat, und dann mit der U-Bahn weiter nach Spandau, um in einem Großhandelsgeschäft für die Schneiderei-Branche Reißverschlüsse und weiteres Material einzukaufen. »Es gibt dort eine große Auswahl.«

Ich habe ihn noch gefragt, was – trotz seiner unerschütterlichen Ruhe – mit den Kunden und Kundinnen das schwierigste sei, so dass er abends vielleicht gelegentlich denke: Meine Güte, diese Leute!

Er überlegt, und es scheint ihm nichts einzufallen. Dann sagt er: »Manche kommen, um zu fragen, was diese oder jene Arbeit kostet; dann sprechen wir und sprechen; eine Stunde vergeht; dann kaufen sie nichts. Das ärgert mich zum Beispiel. Meine Zeit: weg! Die Stunde! Nicht? Manche bringen die Sachen, wenn sie ganz kaputt und nur noch schwer zu nähen sind, und verhandeln über den Preis, handeln und handeln – meine Zeit geht weg; dann einige ich mich auf einen niedrigen Preis, mit geringem Verdienst; und hinterher gucken sie: »Ach, das ist nicht gut und das ist nicht gut gemacht.« Den Preis herunterhandeln, und dann gefällt ihnen die Arbeit nicht! Wenn ich's richtig mache, verdiene ich nichts.«

Dann steigt er auf sein Rad und lächelt freundlich. Es ist ein wunderschöner Vorfrühlingstag in Berlin-Schöneberg.

»Mehmet, der Maßschneider«
von Peter Kamber
Berlin, April 2017
© Liepman Agency, Zürich



Peter Kamber
an den Solothurner Literaturtagen

Peter Kamber
peterkamber@web.de
www.peterkamber.de
www.geheimeagentin.de